Thorner  Zeitung

Begründet anno 1760

Ostdeutsche Zeitung und General-Anzeiger

Erscheint täglich. Bezugspreis vierteljährlich bei Abholung von der Geschäfts- oder den Ausgabestellen in Thorn, Mocker und Podgorz 1,80 M., durch Boten frei ins Haus gebracht 2,25 M., bei allen Postanst. 2 M., durch Briefträger 2,42 M.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Seglerstraße 11. Telegr.-Adr.: Ostdeutsche. — Fernsprecher: Nr. 46. Verantwortlicher Schriftleiter: August Schacht in Thorn. Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung G. m. b. H., Thorn.

Anzeigenpreis: Die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf. Reklamen die Petitzeile 30 Pf. Anzeigen-Annahme für die abends erscheinende Nummer bis spätestens 2 Uhr nachmittags in der Geschäftsstelle.

Nr. 195. Sonntag, 20. August Zweites Blatt. 1905.



Thorn, 19. August.

Wochenrundschau.

Noch immer ist die Frage nicht entschieden, ob der Kaiser bei Gelegenheit der großen Festungsübung auch der Stadt Thorn einen Besuch abstattet. In diesen Tagen hieß es sogar, daß es zweifelhaft geworden sei, daß der Kaiser überhaupt zu den Übungen erscheinen wird. Der Kaiser soll, heißt es, erklärt haben, daß er nur erscheinen werde, wenn scharf geschossen werde. Wir können an die Richtigkeit der Nachricht in dieser Form nicht glauben, denn bei der Festungsübung war von vornherein nach den vorliegenden Meldungen bestimmt, daß es sich um den Angriff eines starken Feindes gegen die Festung Thorn handeln solle. Es sollte also kein Angriff gegen einen markierten Feind werden, sondern auf beiden Seiten stehen Menschen und Geschütze einander im Kampfe gegenüber. Daß bei einem solchen Kampfe an ein „Scharf-Schießen“ im gewöhnlichen Sinne nicht gedacht werden kann, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Daß sich aber Gelegenheit findet, dem Kaiser auf dem Schießplatze Übungen im Scharfschießen vorzuführen, kann als ebensofeststehend gelten. Wenn der Kaiser nicht nach Thorn kommen sollte, so werden dafür wohl andere Gründe ausschlaggebend gewesen sein. So bedauerlich das Fernbleiben des Monarchen sein würde, so würde sich doch nichts an dem reichen militärischen Bild ändern, das sich in den Tagen vom 17.–23. September drüben auf dem Schießplatz und seiner Umgebung nach Argenau hin abspielen wird. Einen Vorgeschmack bekamen wir schon in dieser Woche, als sechs Kavallerie-Regimenter auf ihren Aufklärungsritten gegen sechs Regimenter vom V. Armeekorps den Kreis Thorn passierten. Alle Mannschaften waren frohen Mutes, denn die Manöver bedeuten für alle eine Befreiung vom engen Kasernendienst und für viele die Aussicht auf eine nahe Rückkehr zum bürgerlichen Beruf. Nur noch wenige Wochen, dann hat Reserve Ruh. Dann füllen sich die Straßen wieder mit den entlassenen Reservisten, die in ihrem erlernten Handwerk oder käufmännischen Beruf Beschäftigung suchen. Zum Glück ist ja gegenwärtig die Geschäftslage eine derartige, daß so ziemlich alle Arbeitsuchenden Arbeit finden werden. Im Baugewerbe macht sich sogar ein Mangel an Arbeitskräften bemerkbar. Die Bautätigkeit hat in diesem Sommer große Dimensionen angenommen und sie wird voraussichtlich noch weiter steigen, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß nach der Aufhebung des ersten Rayons nach Westen hin und Fertigstellung der beiden Durchbrüche die Errichtung von Neubauten in größerem Maße vorgenommen werden wird.

Diese Aufhebung des ersten Rayons hat zu einer interessanten Erörterung geführt, nämlich zu der, ob es zweckmäßig ist, an der Brombergerstraße in der Nähe des Pilzes die Aussicht nach der Weichsel durch einen Monumentalbau zu versperren. Hier in der Nähe des Pilzes wollen der Beamtenwohnungsbauverein ein großes Wohnhaus und die Liedertafel ein Sängerheim erbauen. Von verschiedenen Seiten macht man aber geltend, daß dadurch die Naturschönheit der Gegend leiden würde und sucht die beteiligten Kreise zur Aufgabe ihrer Pläne zu veranlassen. Ob diese Bemühungen von Erfolg begleitet sein werden, ist besonders in bezug auf den Beamtenverein mehr als fraglich.

Die Durchbrüche sind beinahe fertiggestellt, der Durchbruch nach der Mellienstraße kann schon seit einiger Zeit von Wagen befahren merden, weiter zurück ist der Durchbruch nach der Culmer Vorstadt, doch ist immer noch Hoffnung vorhanden, daß die Arbeiten hier bis zum 25. d. Mts. beendet sein werden. Wünschenswert wäre es aber auch, wenn die Regulierung der Mellienstraße in Fortsetzung des Durchbruches bis zum Eintritt der rauhen Witterung beendet sein würde. Es handelt sich hier um das Stück von der Villa Kleintje bis eben über die Pastorstraße hinaus, das sich gegenwärtig in einem Zustande befindet, daß an ein Passieren kaum zu denken ist. Wenn in betracht gezogen wird, daß der Weg an der Turnhalle vorbei zur Mellienstraße eine bedeutende Abkürzuug gegenüber dem Wege durch die Brombergerstraße bedeutet, so kann man den Wunsch verstehen, daß hier baldigst Ordnung einkehren möge. Oder aber man müßte einige Bretter legen, damit man nicht in dem tiefen Sand versinkt!

Von Frauen, die Millionen verdienen,

erzählt eine englische Zeitschrift: Großes Aufsehen erregte kürzlich die Nachricht, daß die Millionärin Mrs. Herrmann Oelrichs, eine Verwandte der Vanderbilts, in Eisenbahnspekulationen in einem Jahre 40 Millionen Mark verdient hat. Dieses Beispiel einer so großes Vermögen erwerbenden Frau steht durchaus nicht vereinzelt da. So hat z. B. Mrs. Richard King lange Jahre hindurch eine ungeheure große „Ranch“ bewirtschaftet. Ihre Besitzung war ungefähr sibenmal so groß, als der ganze Distrikt von Middlesex und hätte mehreren Männern genug Mühe und Arbeit bereitet. Die Farm der Mrs. King ist so ausgedehnt, daß der Drahtzaun, der sie auf der einen Seite gegen eine andere Besitzung abgrenzt, 40 englische Meilen lang ist, und man braucht wenigstens 1½ Stunde, um sie zu Pferde zu durchqueren. Sie beschäftigt eine Truppe von über 300 Cowboys, die Herden von über 2000 Stück Vieh bewachen und 1200 Pferde haben, auf denen sie reiten. Die unternehmende Dame hat sich längst ein sehr großes Vermögen erworben und sie könnte ruhig ihren Namen unter einen Scheck von 20 Millionen Mk. setzen. Ihre größte Nebenbuhlerin ist die schöne Mrs. Nat Collins, die in Amerika überall unter dem Namen der „Rindviehkönigin von Montana“ bekannt ist. Mrs. Collins blickt auf eine an Abenteuern und wechselvollen Schicksalen reiche Laufbahn zurück; von Kindheit an hat sie in den Ebenen und Bergen Montanas ein romantisches und mühevolles Leben geführt; sie ist von Indianern gefangen genommen und lange festgehalten worden, und sie trägt noch eine tiefe Schramme auf ihrer schönen Stirn, als dauerndes Erinnerungszeichen an den wohlgezielten Hieb eines Tomahawk. Als sie älter wurde, zog sie als Köchin und Kundschafterin mit einer Schar von Kaufleuten nach dem wilden Westen und wanderte mit ihnen jahrelang zwischen dem Denver- und Missurifluß hin und her. „Kaum ein Tag verging“, so erzählt sie von dieser Zeit, „an dem wir nicht einen Kampf mit den Indianern zu bestehen gehabt hätten, denn sie lauerten den Kaufmannszügen auf, töteten die Leute und nahmen ihnen ihre Schätze fort. Damals waren die Büffelherden noch so zahlreich und dicht, daß wir bisweilen gezwungen wurden, anzuhalten und mitten in sie hineinzuschießen um sie wegzutreiben und uns einen Weg zu bahnen.“ Zwanzig Jahre danach kaufte sich Mrs. Collins dann Besitzungen und Herden, die sich bei ihrer unermüdlichen Arbeit rasch vermehrten. Nun hat sie ein Vermögen von Millionen gesammelt, aber sie bringt immer noch persönlich ihre Wagenladungen von Rindvieh von Montana her zum Verkauf nach Chicago. Ein großes Finanzgenie ist Mrs. Hetty Green, die durch geschickte Börsengeschäfte ein jährliches Einkommen von kaum weniger als 20 Millionen Mk. erzielt. Obwohl ihr Vermögen schon vor mehreren Jahren auf 400 Millionen Mk. geschätzt wurde, arbeitet sie ununterbrochen viele Stunden täglich in ihren Bureaus und führt ein höchst einfaches, fast ärmliches Leben. Rußland besitzt eine tüchtige Geschäftsfrau in Mme. Wolewska, die eine Besitzung von vielen hunderttausend Acres Landes und eine große Anzahl von Dörfern und kleinen Städten ihr Eigen nennt. Jeden Tag verwendet sie darauf viele Stunden, in ihren weiten Gebieten herumzufahren, überall nach dem Rechten zu sehen und mit den vielen Inspektoren, die sie beschäftigt, über die kleinsten Details in der Verwaltung zu konferieren. Ähnlich großen Grundbesitz hat eine Dame in Südamerika, Senora Cousino, die ein Vermögen von 800 Millionen besitzen soll. Sie hat bereits ein sehr großes Vermögen von ihrem Vater geerbt, aber die ungeheuren Reichtümer, die sie jetzt besitzt, hat sie ihrer eigenen Geschicklichkeit zu verdanken. Der verstorbene Jay Gould sagte von ihr, sie sei so geschäftskundig und genial, daß sie Schätze aufhäufen könnte, wenn sie wollte, wie sie noch niemand auf der Welt besessen. Unter den zahlreichen Millionärinnen, die Amerika sonst noch besitzt, haben sich besonders im Gelderwerben Mme. Barrios und Miß Mary Garett aus Baltimore ausgezeichnet, die bereits ihr Riesenvermögen in wohltätigen Stiftungen heilbringend anlegten.

Berliner Stimmungsbilder.

Von Paul Lindenberg.

(Nachdruck verboten.)

Froh willkommen! – Ferien-Erinnerungen. Warum man verreist! – Wieder in Berlin! – Was giebt's Neues? – Die Ex-Prätendentin. – Mumpitz. – Allerhand vom deutschen Künstlerbund. – Eine Rede Anton von Werner's. – Adolf Harnack. – Unsere Kgl. Bibliothek. – Veränderungen in den Museen.

„Froh willkommen!“ – in Wort und Schrift ertönts nun allerorten. Die große Rückflut der Ferienbummler hat ja stattgefunden, die Vorhänge an den Fenstern sind auf- oder zurückgezogen, auf den bisher verwaisten Balkons ist's wieder lebendig geworden, unter Hall und Schall wandeln zu den bestimmten Stunden die Kinderscharen zu jenen Stätten, all wo sie mit der bewußten Fülle von Kenntnissen aller Art vollgepfropft werden sollen, im „Zoo“ ist die Läster-Allee aufs neue mit schwatzenden und lachenden Menschen bevölkert. „Na, wie war's?“ – das ist so die übliche Frage nach den ersten Begrüßungen. Und in den Antworten kommt viel, ach wieviel Unwahrheit und Aufschneiderei zum Durchbruch, denn „Himmlisch! Herrlich! Entzückend! Unbeschreiblich schön!“ so und ähnschwefelt's bunt durcheinander. Natürlich, man will nicht gern verschiedene recht bittere Enttäuschungen eingestehen, welche mehr oder minder einer großen Zahl der Ferienreisenden nicht erspart geblieben. In der Menge taucht eine mir wohlbekannte Erscheinung auf, der charakteristische Kopf mit den leuchlenden blauen Augen und dem kurz geschnittenen grauen Bart so fest und doch so lebhaft auf der sehnig-schlanken Figur sitzend. „Sieh' da, mein lieber Geheimrat, wie geht's denn?“ – „Großartig!“ – „Also Sie sind zufrieden – – – „Sehr sogar, – – – daß ich nämlich wieder in Berlin bin!“ – „Das läßt tief blicken, demnach schlechte Erfahrungen gemacht?“ – „Jammervolle!“ Wohnte mit meiner Frau und drei Kindern und einem Dienstmädel in dem Ostseebade X. Gute Freunde hatten es mir als ein lauschig-ruhiges, idyllisches Plätzchen empfohlen, mit bescheidenen Menschen, anständigem Unterkommen, guter Verpflegung. Ja, hat sich was! Meine Bekannten waren nämlich vor fünf Jahren da gewesen. Damals 400 Badegäste, diesmal 9000! Aus dem an sich sehr hübschen Ort ist ein aufgeputztes, protziges Ding geworden, mit teuren Preisen und unverschämten Wirten. Die Wohnungen dabei eng und mies, ohne den geringsten Konfort. Die Veranda ohne Schutzdach. Bei Sonnenschein oder Regen – wir sind doch schließlich nicht als Strandtiere geboren, die von früh bis spät im Sande liegen – mußte man in den muffigen, engen Stuben hocken. Sagte man was, so hieß es stets: „Das ist bei uns nicht eingeführt! – Die Verpflegung gräßlich. Immer feste Papricapfeffer hinein in die Berichte, damit die lieben Gäste viel trinken sollten – meine Kinder selbstverständlich alle Magenkatarrh. Mit einem Wort: lieblich!“ – „Na, da sind Sie wenigstens kuriert von dem allgemeinen Reisefieber und bleiben im nächsten Sommer hübsch zu Haus?“ – „I, denke garnicht dran. Erstens wäre ich in den Augen meiner sonst so vernünftigen Frau und in jenen der teuren Verwandten ein Rabenvater, wenn ich den Kindern nicht die so, furchtbar notwendige Erholung – die sie übrigens hier oder in nächster Nähe viel besser hätten – gewähre, und dann, lieber Freund, die ersten Stunden wieder in unserer geräumigen, behaglichen, schönen Wohnung, die einem plötzlich dreimal so groß und luftig wie sonst erscheint, die ersten lucullischen Überraschungen unserer Küchenfee und die ersten Tage im guten, alten, sauberen, fröhlichen Berlin, wissen Sie, diese Freuden sind durch fünf scheußliche Wochen nicht zu teuer erkauft!“ – –

Wenn wir, die wir hier übersommerten, die Heimgekehrten befragen: „Wie war's?“ so schallt's in den meisten Fällen zurück: „Was giebt's Neues?“ – O, genug, und für die verschiedensten Anforderungen ist reichlich gesorgt. Auch jene unserer verehrten Zeitgenossen kommen auf ihre Rechnung, die Sinn für Mumpitz haben. Sie brauchen ihre Blicke blos auf die Anschlagsäulen zu richten, allda erschauen sie ein mächtiges Plakat in grellen Farben: auf einem Kamel sitzt eine zierliche Dame, von deren grünem, hochaufgeschürtztem Gewande ein Hermelinmantel herabrollt, auf dem krausgelockten, schwarzen Haar schimmert eine Krone mit funkelndem Halbmond, die Beine sind wohlgeformt, wie man das nicht anders von einer Holden erwartet, die so auf dem Schiff der Wüste thront. Und wer lesen kann, liest in weithin sichtbaren Buchstaben: „Madame du Dion, Exprätendentin der Sahara“, und wessen Gehirn ausgebrannt ist von brütender Augusthitze, der geht hin und sieht sich die „Chanteuse, gommeuse und excentrique“ auf einer Variété-Bühne an. Und es scheinen viele unter der Hitze gelitten zu haben! – Ja, das ist doch ein bischen starker Tabak, der in der bewußten Schaustellung den Berlinern geboten wird, jenen Berlinern, die mit andächtiger Scheu die „illustren Darbietungen“ der Exprätendentin bewundern, dieser eigentümlichen Brettldiva, welche damit Reklame macht, daß sie die Geliebte des verrückten kleinen Pariser Ex-Zuckerbäckers gewesen. Und so was läßt man sich in Berlin gefallen! Die aber, die auf diesen Zauber reinfallen, die müßten von amtswegen zeitlebens ein Schild auf dem Rücken tragen mit einem Kamel und den Worten darunter: „Entwichen aus dem Zoologischen Garten!“

Die freilich mehr verhüllten Reize einer anderen Dame kann man gleichfalls an den Anschlagsäulen studieren; in die Biedermaiertracht gekleidet, hebt die Schöne Rosen aus dem Straßenschmutz . . . . Spiritus, merkst du was? Es ist nämlich das Plakat für die Ausstellung des deutschen Künstlerbundes, welche diesmal das Gastrecht der engbefreundeten Secession in Anspruch genommen hat. Die Ausstellung mit ihren vielen Absonderlichkeiten ist ja genugsam schon behandelt worden, und es ist ein offenes Geheimnis, daß einzelne innerhalb der Secession eine Rolle spielende Künstler durchaus nicht mit den künstlerischen wie materiellen Ergebnissen zufrieden sind. Man fragt sich erstaunt, warum nicht schon längst ein Ersatz geschaffen ward, 's giebt ja wahrlich keinen Mangel an secessionsbegeisterten Kunstjüngern, welche sehnsüchtig des Tages harren, an dem sie ihre „Werke“, „Studien-Skizzen“ der Mitwelt zeigen können. Eine nur 300 Nummern umfassende Ausstellung mit zum Teil recht fragwürdigem Inhalt sechs Monate hindurch einem Weltstadtpublikum aufzwingen zu wollen, ist ein etwas kühnes Unterfangen, das, wie jeder ruhige Beurteiler voraussehen konnte, nicht geglückt ist. Forderte dies schon in den beteiligten Kreisen eine berechtigte scharfe Kritik heraus, so scheint jetzt die Tätigkeit der Jury eine noch größere Mißstimmung hervorgerufen zu haben – zumal die süddeutschen Künstler sollen verletzt sein über eine Bevorzugung ihrer norddeutschen Kollegen



* **Ein Erdbeben in Leipzig und seiner Umgebung.** Am 17. August, früh in der Zeit von etwa 4 Uhr 20 Minuten bis halb fünf Uhr, ist ein starkes Erdbeben in der Stadt Leipzig und ihren Vororten, sowie in den im Süden und im Osten gelegenen Nachbarorten zu spüren gewesen. Die Erderschütterung, die von lautem Getöse begleitet war, bewegte sich von Westen nach Osten, und zwar verhältnismäßig langsam. So gebrauchte sie, um die Strecke von Leipzig bis Naunhof zu durchlaufen (30 mäßige Eisenbahnminuten), fünf bis zehn Minuten. Bemerkenswert ist, daß in den Städten westlich von Leipzig, wie z. B. in Halle a. S., von dem Erdbeben nichts zu verspüren war. Es scheint demnach überhaupt erst in der Stadt Leipzig, oder doch in ihrer direkten westlichen Umgebung begonnen zu haben, um von hier aus durch die Stadt und weiter nach Osten und Süden zu verlaufen, jedoch auch hier nur bis Wurzen, Grimma, Borna.

* **Von einem Automobil überfahren** wurde auf dem Nahekai in Bingen am Mittwoch nachmittag das 5jährige Söhnchen eines bei der Gasfabrik beschäftigten Arbeiters. Das Kind wurde tödlich verletzt. Eine Anzahl Viehhändler, die sich des Viehmarktes wegen auf dem Nahekai aufhielten, nahmen den Führer des Automobils fest und überlieferten ihn der Polizei.

* **Auf dem Anstand erschossen** hat in der Nacht, wie aus Neuhaldensleben gemeldet wird, der Baron Speck von Sternburg, angeblich ein Bruder des deutschen Botschafters in Amerika, die Witwe Trippler aus Ferchtingen, die er für ein Wildschwein hielt.

* **Dem Leibarzt des Schahs von Persien,** Dr. Schneider, der im Gefolge des Schahs am 14. d. Mts. in Lüttich weilte, ist dort ein Handkoffer mit Juwelen im Werte von 50 000 Mk. und Wertpapieren von demselben Betrage, den er an der Kasse eines Hotels abgegeben hatte, abhanden gekommen. Die Nachforschungen der Polizei in der Sache waren ergebnislos.

* **Der verhaftete Spremberger Stationsassistent** Stuljus hat nach dem „Berl. Tagebl." bei seinem Geständnis, daß er betrunken gewesen sei, angegeben, er habe am Tage der Eisenbahnkatastrophe zwölf Glas Bier vor Dienstbeginn getrunken. – In der Frage der dauernden Entschädigung der Opfer des Eisenbahnunglücks hat die Eisenbahndirektion Halle 120 000 Mk. vorbehaltlich der Genehmigung des Minister bewilligt. Die Erben der Getöteten sind zur Stellung ihrer Ansprüche an den Bahnfiskus aufgefordert worden.

* **Die Gefahr der eingleisigen Eisenbahnstrecken,** die sich beim Spremberger Unglück in so vorhängnisvoller Weise geltend gemacht hat, wird wieder drastisch illustriert durch folgende Meldung aus Aachen: Auf der Strecke Aachen-Köln, die wegen Gleiserneuerung eingleisig betrieben wird, sind versehentlich zwei Personenzüge einander entgegengefahren, doch gelang es, sie bei Nothberg auf 20 Meter Entfernung zum Stillstand zu bringen, da der Blick auf die Gleise ziemlich frei war.

* **Ein Fehlbetrag von 100 000 Mark** ist in der Kasse des bürgerlichen Unterstützungsverein zu Schweinfurth entdeckt worden. Die Aufregung in der Stadt ist groß, es entstand sogar ein Sturm auf die städtische Sparkasse.

* **Was einem Standesbeamten passieren kann,** mußte jüngst der Bürgermeister Sieg aus Odenberg in der Mark erfahren. Er hatte ein Paar getraut, von dem der Bräutigam noch nicht 21 Jahre alt war. Bürgermeister Sieg mußte daher als Angeklagter vor der Eberswalder Strafkammer erscheinen. Er gab zur Entschuldigung an, daß ihm die betreffende Änderung der Bestimmungen im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch entgangen sei. Das Gericht nahm diese Entschuldigung an und verurteilte den Bürgermeister zu der zulässig niedrigsten Strafe, zu drei Mark Geldstrafe.

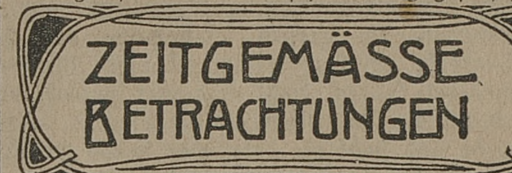
* **Echt russisch** mutet die Meldung an, wonach sich bei der Untersuchung einer Zugentgleisung an der russischen Seite der neuen Verbindungsstrecke von Pr.-Herby nach Russ.-Herby ergab, daß beim Bau zum Teil verfaulte Schwellen verwendet worden sind. Ferner haben infolge der mangelhaft ausgeführten Untergrundarbeiten die Schienen nachgegeben.

* **Zwei Cousinen des Präsidenten Roosevelt,** namens Gladys und Eugenie Roosevelt, die im Alter von 16 und 18 Jahren stehen, sind bei einer Wagenfahrt auf Long Island durch Scheuwerden der Pferde verunglückt. Die beiden Damen wurden aus dem Wagen geschleudert, wobei Gladys Roosevelt so schwere Verletzungen erlitt, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird.

* **Ein moderner „fliegender Holländer."** Im April d. Js. brachte die Wiener Mittagszeitung eine aufsehenerregende Meldung. In der Nähe von Fiume sollte sich ein sonderbares Schiff, wie eine Yacht gebaut, kaum aus dem Wasser ragend, schwarz angestrichen, gezeigt haben. An Bord sollten sich Männer und Frauen in phantastischer Kleidung bewegen. Dann wurde hinzugefügt, man habe Bauernmädchen veranlaßt an Bord zu gehen, sie in reiche Kleidung gesteckt, und sie erst nach einigen Tagen wieder entlassen. Auch wurde berichtet, daß die Fischer beschlossen hätten, die Yacht in die Luft zu sprengen, wenn sie sie finden würden. Sie haben sie aber nicht gefunden, wohl aber die englischen und französischen Zeitungen, wo sie seit jener Zeit ihr Wesen treibt. Vor einigen Wochen soll die Yacht in einem Hafen des nördlichen Frankreichs gesehen worden sein, und nun taucht sie in England auf. In den Zeitungen wurde berichtet, daß der Eigentümer, ein Italiener „Luigi Caro" um 12 000 Kronen gewettet habe, daß er das Schiff von Fiume nach Cowes bringen werde. Nun erschien vor einigen Tagen in Londoner Zeitungen ein Inserat, in welchem der Eigentümer „Luigi Caro" von dem Besitzer einer Yacht zu einem Wettkampf aufgefordert wird. Alles wartet gespannt auf die weitere Entwicklung, und nun ist man überrscht, daß Luigi Caro geantwortet hat. Er erklärte überhaupt in Londoner Zeitungen, daß er die Herausforderung annimmt und die „Irene" leicht schlagen wird. Ganz England ist nun natürlich gespannt, wie sich die Sache weiter gestalten wird. Jedenfalls ist der Scherz neu und originell.



* **Bauerntum im Mittelalter.** Der rechte deutsche Bauer hatte von seinen Altvorderen die Gewohnheit überkommen, lieber auf einem Einzelhofe als in einem Dorfe zu hausen. Die Gemeinden, welche ganz oder großenteils aus Frei- und Meiergütern bestanden, bildeten demnach weithin zerstreute Dorfmarken. In süddeutschen Dörfern dieser Art und auf ihren Geschäften spielen die bäuerischen Szenen, welche uns zeitgenössische Dichter, ein Tanhuser, ein Nithart, ein Wernher (der „Gartener") und andere in ihren Liedern und Schwänken geschildert haben, nicht selten mit einer Art von Neid, daß den „Törpern" ihre Mittel erlaubten, so üppig zu tun. Denn da werden uns gestiefelte und bespornte Bauernbursche vorgeführt, welche, Federhüte auf dem Kopfe und Schwerter an der Seite, unter der Dorflinde den „Törperinnen" den Hof machen, die Vorschriften der Höfischkeit plump karikierend. Die dörflichen Schönen ihrerseits, in modischen Schlepkleidern, den Handspiegel am Halse oder am Gürtel, das Haar mit Seidenborten aufgebunden und mit einem Blumenkranze geschmückt, sehen über die galanten Tölpel weg und nach galanten Rittern aus, welche dann auch sich einstellen, um mit den drallen und keineswegs spröden Dirnen Abenteuer zu bestehen, wie sie der lustige Nithard lustig genug beschrieben hat. (Aus dem gegenwärtig erscheinenden Werke „Germania", Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Kulturgeschichtlich geschildert von Johs. Scherr. 6. neu bearbeitete. mit ca. 300 Abildungen und 50 Extra-Kunstblättern versehene Auflage. 50 Lieferungen zu je 30 Pf. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.)



(Nachdruck verboten.)

„Die Welt liebt die Veränderung!"

Wenn auf der Welt kein Wechsel wär – und nichts verändert würde, – dann trüge man noch mal so schwer – an seines Daseins Bürde. – Der Wechsel nur bringt neuen Schwung – in unser Tun und Treiben, — der Mensch liebt die Veränderung – so ists und wird es bleiben! – – Es zeigen sich veränderlich – zumeist des Sommers Tage – und sind sie schön, dann drückt man sich – gern von des Werktags Plage. – Ausflüge lieben Alt und Jung – auch reist man mit Vergnügen, – man liebt die Luftveränderung – und läßt die Arbeit liegen! – – Im Reichstag, wo sonst die Partei'n – bekämpfen sich mit Feuer, – zog längst der süße Frieden ein – kein Führer blieb am Steuer. – Der Kanzler selbst sucht Kräftigung, – es schweigt der Sprachgewandte – auch er war für Veränderung – und zog zur „Waterkante"! – – Norwegen war so lang, so lang – ganz eng verknüpft mit Schweden – jetzt schlägt es plötzlich übern Strang – jetzt macht es von sich reden. – Nun hat es mit Begeisterung – „Abstimmung" abgehalten, – auch dort liebt man Veränderung – drum trennt man sich vom Alten! – – In Rußland Kaiser Nikolaus – steht vor der großen Krise – bald gibt Reformen er heraus – bald reformiert er diese – bald gibt er seine Zustimmung – zum Frieden, bald zum Kriege – auch er liebt die Veränderung – doch führt sie nicht zum Siege! – – Indes wird in Amerika, – der Frieden fein beraten – man will sich wohl, man tritt sich nah – nach Art der Diplomaten. – Und Roosevelt spricht voller Schwung – wozu das viele Schießen? – Ihr liebt doch die Veränderung, – drum laßt uns Frieden schließen! – – In Deutschland geht es friedlich her, – doch viele Hausfrau'n klagen: – wenn nur nicht diese „Fleischnot" wär – dann wär es zu ertragen, – nimmt sie noch zu, die Teuerung – dann fällt der Spatz vom Dache, – der Mensch liebt die Veränderung – das ist bekannte Sache! – – Zum „Schlachtroß" avanciert das Pferd – und dient zur Nahrung Vieler – es hat ja weiter keinen Wert – seitdem das Autmobiler! – Das bringt jetzt den Verkehr im Schwung – der Mensch will „rasend" weiter – die Welt liebt die Veränderung – in jedem Fall! – –

Ernst Heiter.



Amtliche Notierungen der Danziger Börse
vom 18. August.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Ölsaaten werden außer dem notierten Preise 2 Mk. per Tonne sogenannte Faktorei-Provision usanzemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogramm.
inländisch bunt 756–766 Gr. 163 Mk. bez.
inländisch rot 567–766 Gr. 125–162 Mk. bez.
transito hochbunt und weiß 766 Gr. 131 Mk. bez.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht inländisch grobkörnig 705–708 Gr. 136–137 Mk. bez.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch große 650–686 Gr. 130–135 Mk. bez
inländisch kleine 621 Gr. 120 Mk. bez.
transito kleine 662 Gr. $102^1/_2$ Mk. bez.

Hafer: inländischer 127 Mk. bez.

Raps per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch Winter- 190–200 Mk. bez.

Kleie per 100 Kilogramm. Weizen- 8,20–8,30 Mk. bez. Roggen- 9,10 Mk. bez.

Bromberg, 18. August. Weizen 150–165 Mk., bezogener und brandbesetzter unter Notiz. – Roggen, frischer, gut gesund, auswuchsfrei 136 Mk., mit Auswuchs 110–130 Mk., nach Qualität- – Gerste zu Müllerzwecken 120–130 Mk., Brauware ohne Handel.

Magdeburg, 18. August. (Zuckerbericht.) Kornzucker 88 Grad ohne Sack 9,25–9,35. Nachprodukte, 75 Grad ohne Sack –,– –,–. Stimmung Matt. Brodraffinade 1 ohne Faß --,– – –,–. Kristallzucker 1 mit Sack –,– – –,–. Gem. Raffinade mit Sack –,– – –,–. Gem. Melis mit Sack –,– – –,–. Stimmung: Geschäftsl. Rohzucker 1. Produktion Transit frei an Bord Hamburg per August 19,35 Gd., 19,40 Br., per September 19,05 Gd., 19,15 Br., per Oktober 18,30 Gd., 18,40 Br., per Oktober-Dezember 18,15 Gd., 18,25 Br., per Januar-März 18,30 Gd., 18,40 Br. Stimmung: Willig.

Köln, 18. August. Rüböl loko 50,50, per Oktober 51,00. – Heiter.

Hamburg, 18. August, abends 6 Uhr. Kaffee good average Santos per September $39^3/_4$ Gd., per Dezember $40^1/_2$ Gd., per März 41 Gd., per Mai $41^1/_2$ Gd. Stetig.

Hamburg, 18. August, abends 6 Uhr. Zuckermarkt. Rüben-Rohzucker 1. Produkt Basis 88 Proz. Rendement neue Usance, frei an Bord Hamburg per 100 Kilo per August 19,15, per Sept. 19,00, per Oktober 18,30, per Dezember 18,05, per März 18,40, per Mai 18,65. Matt.

Holzverkehr auf der Weichsel.

Bei Schillno passierten die Grenze: von Sabludowski per Fionta, 6 Traften: 5588 kieferne Rundhölzer; von Lewitta per Satkowski, $5^1/_3$ Traften: 2408 kieferne Rundhölzer; von Franke Söhne per Greczak, 4 Traften: 12 931 kieferne Balken, Mauerlatten und Timber, 1437 kieferne Sleeper.

---

bei der Preisverteilung. Das geht wenigstens aus einer dieser Tage veröffentlichten Erklärung des Vorstandes des Deutschen Künstlerbundes hervor, deren Inhalt ebenso unklar-phrasenhaft ist wie gewisse secessionistische Malereien mit dumpfer Symbolik.

Auf letztere, nahm **Anton von Werner** eingehend Bezug in einer kernigen, bald sehr ernsten, bald humorvoll durchwehten **Rede,** die er vor kurzem bei der Preisverteilung in der Hochschule für die bildenden Künste gehalten. Er berührte zunächst die Menzel-Ausstellung und die staunenswerte Schaffenslust und Schaffenskraft des greisen Meisters, ironisch hervorhebend, daß von modernen Kunstschriftstellern Menzel nur gerade noch so geduldet wird, indem sie meinen, daß er, eigentlich keine Individualität von Energie gewesen wäre und neben anderen nicht bestehen könne! Nur der junge Menzel wird noch anerkannt, der sich 1845, mit einem Interiver bemerkbar machte. Von dem alten Menzel aber wird gesagt, daß seine Kunst zu einem Registrierapparat geworden, der die Begebenheiten notiert, anstatt sie zu beleben! Eine solche Bemerkung kann ja Niemanden verwundern, wenn derselbe oder ein ihm gleichgesinnter anderer kritischer Zeitgenosse von Böcklin als dem „Schweizer Ölgötzen" spricht! Auch auf die vielerörterten Henry Thode'schen Heidelberger Universitätsvorlesungen ging A. von Werner ein und meinte, es müsse im eigenen Lager schon arger Verdruß herrschen, wenn ein so namhafter akademischer Kunstlehrer, wie Henry Thode, welcher sicherlich keine Voreingenommenheit gegen die „Modernen" hat, sich mit flammenden Worten gegen den Impressionismus wendet und gegen die meinungbildende Macht des kleinen, aber fest verbundenen Kreises der modernsten Künstler, der Kunsthändler, Kunsthistoriker und Kunstschreiber, welche mit einem zweifellos ehrlichen Fanatismus in dem Wahne befangen seien, das Neueste sei das Beste, und gegen einen Kreis der Luxusgesellschaft, welche geneigt ist, die Rolle, die er in der Welt spielen möchte, durch Protektion zu verstärken. Schade, bemerkt A. von Werner, daß Herr Thode seinen Protest, „gegen eine Tyranei, wie sie unerhörter noch nicht vorgekommen ist", gerade nur nach Berlin richtet und nicht noch an andere Stellen; das beeinträchtigt, etwas die Wirkung seiner idealen Absichten, welche übrigens zu einem erbaulichen Bruderzwist im eigenen Hause geführt haben, von welchem das Publikum mit Interesse Kenntnis nimmt und nur bedauert, daß kein Heinrich Heine lebt, um ihn praktisch zu verarbeiten. Jetzt scheint das ganz Alte wieder modern zu werden, meinte der Redner. „Die Kunstwissenschaft erinnert sich der deutschen Biedermeierzeit, findet sich hochbedeutend und entdeckt wieder viel Neues, was die Älteren natürlich längst kannten. Ältere Meister, jener „stillen, beschaulichen Zeit" werden mit demselben Eifer heute angepriesen, wie sie früher ignoriert wurden, was ja höchst erfreulich ist, wenn es nur dauerhaft und beständig wäre. Diesen schwankenden Urteilen gegenüber ermahnte Werner seine Zuhörer, daß sie sich von all' dieser geschriebenen und gedruckten Kunstweisheit nicht verblüffen lassen möchten, sondern, daß der schaffende Künstler besser nach dem Satze verfahre: Prüfe und wähle selbst und laß dich nicht beirren, denn wenigstens die Natur bleibt immer dieselbe und wird immer unser Führer sein! Mit einer warmen Würdigung des Patriarchen der deutschen Künstlerschaft, Andreas Achenbachs, der am 29. September sein 90. Lebensjahr vollendet, schloß die bedeutsame Ansprache, die die Zuhörer in hohem Grade gefesselt.

Ein anderer fesselnder Redner, Professor **Adolf Harnack,** ist kürzlich auf einen wichtigen Posten berufen worden, auf den des Generaldirektors der Kgl. Bibliothek, und diese Nachricht wurde in unseren Gelehrtenkreisen mit heller Freude aufgenommen. Denn es „klappte" manches nicht so recht mehr in der Verwaltung dieses wichtigen wissenschaftlichen Institutes, man beschwerte sich über allerhand bureaukratische Hindernisse und über vielfache Erschwerungen in der Benutzung der Büchereien. Von anderer Seite wieder ward hervorgehoben – ob mit Recht, bleibe dahingestellt – daß die wissenschaftlichen Beamten der Bibliothek vollständig aufgingen in den technischen Fragen ihres Berufes und eine eigene wissenschaftliche Tätigkeit nicht ausüben, das wäre falsch, ein Bibliothekar müsse auch ein Gelehrter sein, und was es sonst noch an diesen und ähnlichen Bemerkungen gab. Nun erhofft man, frisches Blut von der obersten Leitung Harnack's, der, nicht aus dem eigentlichen Bibliothekarstande hervorgegangen, mit freiem Überblick leichter die Schäden erkennen wird, als ein eigentlicher Fachmann. Harnack verfügt zudem über eine außerordentliche Arbeitskraft und große organisatorische Befähigung; vorurteilslos in jeder Hinsicht, ist er nicht verknittert und kein Freund unpraktischer Überlieferungen, die, von der Tradition getragen, oft aus Bequemlicheit auch fernerhin geduldet werden. Hoffentlich schränkt das neue Amt nicht zu sehr die Lehrtätigkeit Harnack's ein, dessen weitausschauenden, durchgeistigten, freimütigen Vorlesungen unsere Universität einen guten Teil ihres heutigen Ruhmes und Rufes verdankt.

Auch **unseren Museen** stehen in kurzem wichtige Änderungen bevor. Im Alten wie Neuen Museum sind ja seit Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums vielfache Räumlichkeiten frei geworden, die nun, nach ihrer gründlichen Säuberung, neu gefüllt werden. Von Erheblichkeit ist es, daß jetzt im Alten Museum die griechische und römische Kunst eng vereint ward und daß man nun auch endlich hier Platz hat für die herrlichen Schätze der Schliemann-Sammlung, die bisher im Völker-Museum untergebracht waren. Nicht minder erfreulich ist, daß das Kupferstichkabinet eine wesentliche räumliche Erweiterung erfährt, die dauernde wie wechselnde Ausstellungen der einzelnen Reichtümer jener Sammlungen ermöglicht, welche bisher, verursacht durch die ungünstige Unterbringung, eine Aschenbrödel-Stellung eingenommen. Ob der längstgehegte Plan ein besonderes Museum für asiatische Altertümer zu begrünnden, Aussicht auf Verwirklichung hat, ist recht zweifelhaft geworden Ja, wenn unsere Kolonien, zumal das liebliche Südwest-Afrika, nicht solche Unsummen verschlingen würden, dann könnte man schon eher etwas erhoffen. In anderer Weise vollzieht sich bei uns der uralte Kampf: Asien muß zurückstehen, weil Afrika uns teuer, ach, so teuer ist.

Bekanntmachung.

Mit Bezug auf unsere Bekanntmachung vom 17. Juli 1905 (Nr. 170 dieser Zeitung) bringen wir hierdurch zur öffentlichen Kenntnis, daß gemäß Anordnung des Herrn Regierungs-Präsidenten in Marienwerder vom 7. Juli d. Js. die **Ersatzwahl eines Abgeordneten zum Deutschen Reichstage** für den Wahlkreis IV des Regierungsbezirks Marienwerder auf

Donnerstag, den 7. September 1905

festgesetzt ist und daß die Wahlhandlung an diesem Tage um **10 Uhr vormittags** beginnt und um **7 Uhr nachmittags** geschlossen wird.

Indem wir untenstehend die Einteilung der Wahlbezirke unter Bezeichnung der Wahlvorsteher und deren Stellvertreter sowie der Wahllokale folgen lassen, fordern wir sämtliche hierorts wohnenden wahlberechtigten Personen auf, sich an dem obengenannten Tage in dem Wahllokale ihres Wahlbezirks einzufinden und ihre Stimme abzugeben. Die Wahl wird durch Abgabe eines Stimmzettels von weißem Papier ausgeübt. Der Zettel soll 9 zu 12 cm groß und von mittelstarkem Schreibpapier sein; er darf weder die Unterschrift des Wählers, noch irgend ein anderes Zeichen enthalten. Die Ausfüllung des Zettels muß außerhalb des Wahllokals erfolgen. Es ist nicht gestattet, während der Wahlhandlung im Wahllokale Stimmzettel aufzulegen oder zu verteilen.

Der Wähler, welcher seine Stimme abgeben will, nimmt von einer durch den Wahlvorstand in dem Wahllokale aufgestellten Person einen mit amtlichem Stempel versehenen Wahlzettelumschlag, der sonst kein Kennzeichen tragen darf, in Empfang. Er begibt sich sodann an einen hierzu bestimmten Nebentisch oder in den vorgesehenen Nebenraum, wo er seinen Stimmzettel unbeobachtet in den Umschlag steckt. Darauf tritt er an den Vorstandstisch, nennt seinen Namen sowie seine Wohnung und übergibt, sobald der Protokollführer den Namen in der Wählerliste aufgefunden hat, den Umschlag mit dem Stimmzettel dem Wahlvorsteher oder dessen Stellvertreter, der ihn in die Wahlurne legt.

Wähler, welche durch körperliche Gebrechen behindert sind, ihren Stimmzettel eigenhändig in den Umschlag zu legen und diesen dem Wahlvorsteher zu übergeben, dürfen sich der Beihilfe einer Vertrauensperson bedienen.

Stimmzettel, welche die Wähler nicht in dem abgestempelten Umschlag oder welche sie in einem mit einem Kennzeichen versehenen Umschlag abgeben wollen, werden vom Wahlvorsteher zurückgewiesen werden, ebenso die Stimmzettel solcher Wähler, welche sich in den Nebenraum oder an den Nebentisch nicht begeben haben.

Die Wähler dürfen in dem Nebenraum oder an dem Nebentisch nur so lange verweilen, als unbedingt erforderlich ist, um den Stimmzettel in den Umschlag zu stecken.

Nr. der Wahlbezirke	Bezeichnung der Wahlbezirke	Seelenzahl nach der letzten Volkszählg. inkl. Militär	Wahlvorsteher	Stellvertreter der Wahlvorsteher	Wahllokal
1	Altstädt. Markt, Araberstraße, Badeanstalt, Baderstraße, Bauhof (städt.), Bazarkämpe, Brückenkopf und Wache, Brückenstraße, Fährhaus, Hauptbahnhof, Jesuitenstraße, Kaserne II, Laboratorium (altes), Marienstr., Schankhaus I, Schankhaus II, Schiffer auf den Kähnen, Schiffsbauplatz, Seglerstraße, Turm (schiefer), Turmstraße, Winterhafen.	3481	Stadtrat Kittler	Stadtrat Kordes	Restauration Herzberg Seglerstraße Nr. 7.
2	Bankstraße, Bäckerstraße, Brombergerstraße Nr. 1–18, Bromberger Torwache, Bromberger Tor – Dienstwohnung –, Coppernikusstraße, Defensionskaserne, Fischerstraße Nr. 1–45, Grabenstraße, Hafenhaus, Heiligegeiststraße, Klosterstraße, Nonnentor, Windstraße.	3389	Stadtverordneter Zährer	Bäckermeister Sztuczko	I. Gemeindeschule – Zimmer Nr. 1 – Bäckerstraße Nr. 49.
3	Anschlußkaserne, Bachestraße, Blockhaus im Reduit III, Breitestraße, Culmer Chausse Nr. 2–46, (gerade Nr.), Culmerstraße, Culmer-Tor-Familienhaus, Culmer-Tor-Hauptwache, Grützmühlentor-Kaserne, Hohestraße Nr. 13 (Gymnasium), Kreishaus, Landespolizei-Gefängnis, Lünette III, Mauerstraße, Schillerstraße, Schuhmacherstraße, Stadt-Theater, Strobandstraße Nr. 13–24.	3447	Stadtrat Borkowski	Stadtverordneter Goewe	Restauration – Saal Nicolai, Mauerstraße Nr. 60–62.
4	Brauerstraße, Elisabethstr. Nr. 10–24 (Ende), Familienhaus auf der Jakobsesplanade, Friedrichstraße, Gerberstraße, Jakobsstraße, Junkerstraße, Karlstraße, Kleine Marktstraße, Moltkestraße, Neue Artilleriekaserne, Neustädt. Markt Nr. 1–12, Neustädt. Markt Nr. 22–26, Ökonomiegebäude, Roonstraße, Schloßstraße, Werderstraße, Wilhelmskaserne, Zeughaus-Büchsenmacherei.	3423	Stadtältester Fehlauer	Stadtverordneter Mehrlein	Schützenhaus – kleiner Saal – Schloßstraße Nr. 9.
5	Albrechtstraße, Bahnstraße, Bismarckstraße, Brückenpfeiler 18, Culmertor-Kaserne, Eisenbahninspektionsgebäude, Elisabethstraße Nr. 1–9, Fortifikationsschreiber-Haus am Leibitscher Tor und Wache ebenda, Fortifikationsdienstgebäude, Friedrich Karl-Straße, Gerechtestraße Nr. 1–22, Gerstenstraße einschl. Garnisonlazarett, Hohestraße Nr. 1–12, Hospitalstraße, Jakobsbaracke, Katharinenstraße, Leibitscher-Tor-Kaserne, Neustädt. Markt Nr. 13–21, Schankhaus III, Stadtbahnhof, Strobandstraße Nr. 1–12, Tuchmacherstraße, Wilhelmsplatz, Wilhelmstraße.	3408	Stadtverordneter Rittweger	Stadtverordneter Jacob	Aula der Bürger-Mädchenschule Eingang Gerstenstr.
6	Bergstraße, Conduktstraße, Culmer Chaussee (alle ungeraden Nr. von Nr. 1 ab und alle geraden Nr. von Nr. 48 ab), Gerechtestraße Nr. 23–35, Graudenzerstraße, Grützmühlenstraße, Heppnerstraße, Janitzenstraße, Kirchhofstraße, Kurzestraße, Neu Weißhof (Weißhöferstraße), Paulinerstraße, Philosophenweg, Querstraße, Wasserwerk, Zwinger.	3489	Stadtrat Dietrich	Baugewerksmeister Immanns	Bürgergarten – Culmer Chaussee Nr. 16.
7	Brombergerstr. Nr. 19–110, Chausseehaus, Fischerstraße von Nr. 47 bis Ende (alle Nr.), Fort Heinrich von Plauen nebst Familienhaus, Gartenstraße, Grünhof, Hilfsförsterhaus, Hirtenkate, Hofstraße, Kasernenstraße, Kinderheim, Mellienstraße Nr. 1–105 (ungerade Nr.), Mittelstraße, Parkstraße, Pastorstraße, Roter Weg, Schulstraße Nr. 1–17, Steilestraße, Talstraße, Ulanenstraße, Waisenhaus, Wieses Kämpe, Winkenau, Ziegelei	3480	Stadtrat Kriwes	Stadtrat Illgner	III. Gemeindeschule. Schulzimmer IV M – nördl. Eingang – Schulstr. Nr. 6.
8	Hilfslazarett I, Mellienstraße (gerade Nr. von 2–104 und alle Nr. von 106 ab), Pionierkaserne, Schulstraße Nr. 18–42 (Schluß), Ulanenkaserne, Waldstraße	3361	Stadtrat Kelch	Stadtverordneter Sieg	Restauration Höhne – Saal – Mellienstr. Nr. 106.
9	Brunnenstraße, Buchtaburg, Buchtakrug, Feste König Wilhelm I mit Familienhaus, Fort Bülow mit Familienhaus, Jakobskaserne, Leibitscher Chausseehaus, Leibitscher Straße, Schlachthaus, Schlachthausstraße, Schulsteigstraße, Stärkefabrik in Treposch, Weinbergstraße	2157	Kaufmann Adolph Kuntze	Lehrer Tornow	IV. Gemeindeschule – Zimmer Nr. 6 – Leibitscherstr. Nr. 44.

Thorn, den 15. August 1905.

Der Magistrat.
Dr. Kersten, Oberbürgermeister.

Bekanntmachung.

Für die Abschätzung der Schäden, insbesondere Flurschäden, die bei der gegenwärtig unter Leitung der Generalinspektion der Kavallerie stattfindenden Aufklärungsübung in den Kreisen **Thorn-Stadt,** Thorn-Land, Kulm und Schwetz verursacht werden, tritt eine Abschätzungskommission I zusammen, die ihre Tätigkeit möglichst unmittelbar nach dem 19. d. Mts., dem Tage der Beendigung der Uebung, aufnehmen wird.

Sofort, nachdem die Flurschäden entstanden sind, **spätestens bis 21. d. Mts.** haben die Beschädigten die Anmeldung ihrer Entschädigungsansprüche unter Benutzung des vorgeschriebenen Formulars bei uns einzureichen.

Formulare zu den Nachweisungen sind von der Buchdruckerei von C. Dombrowski in Thorn zu beziehen. Die Spalten 1 bis 5 sind mit Tinte, die Spalten 6 bis 7 mit Blei in gut leserlicher Schrift auszufüllen. Wollen die Beteiligten keine bestimmten Entschädigungsforderungen stellen, so bleibt die Kolonne 6a unausgefüllt. In den übrigen Spalten 8 bis 10 werden die Eintragungen von der Abschätzungskommission bewirkt.

In Spalte 7 ist (mit Blei) einzutragen:

1. welcher Ertrag zu erwarten gewesen wäre, wenn die Flurbeschädigung nicht stattgefunden hätte,
2. der Grad der Beschädigung in Prozenten,
3. die Höhe des Verlustes in Zentnern pp.

Die Beschädigten haben unmittelbar nach eingetretener Beschädigung unsere Entscheidung darüber anzurufen, ob und inwieweit die Aberntung der beschädigten Felder einzutreten hat.

Das den Uebungen als Zuschauer beiwohnende Publikum hat den Weisungen der Gendarmen und militärischen Befehlshaber inbetreff des Nichtbetretens bestellter Felder unbedingt Folge zu leisten.

Thorn, den 17. August 1905.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Bei der diesseitigen Verwaltung ist die Stelle eines jüngeren **Kanzleigehilfen** zum 1. September d. Js. zu besetzen.

Meldungen sind baldigst an unser Bureau I einzureichen.

Thorn, den 18. August 1905.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Die Erhebung des Schulgeldes für die Monate Juli, August, September wird in der Knabenmittelschule am

Montag, den 21. August

von morgens 9 Uhr ab, in der höheren Mädchenschule am

Dienstag, den 22. August

von morgens 9 Uhr ab, in der Bürgermädchenschule am

Mittwoch, den 23. August

von morgens 9 Uhr ab erfolgen.

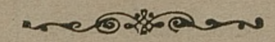
Thorn, den 17. August 1905.

Der Magistrat.



Allein in der Welt.

Novelle von Friede H. Kraze.



(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Soll ich verborgen bleiben, — oder soll ich hingehen und zu dir sagen: „Hier bin ich, willst du mir vergeben, und willst du versuchen, ob ich dich noch glücklich machen kann?“

Diese Frage ist auf mir bei Tag und bei Nacht.

Deine Mutter, Frauke, die ganze Verwandtschaft? — Sie treten mehr in den Hintergrund von Tag zu Tag. — Immer deutlicher wird mir die Gewißheit, daß ich wichtiger für dein Leben bin, als sie alle. — Und dazwischen kommen wieder die Stunden tödlicher Angst, die mein Vorhaben, zu dir zu gehen, immer wieder hinausschieben: Ich halbe Zigeunerin, — ich, mit meinen übermächtigen Gefühlen, werde ich dir dauernd das sein können, was du brauchst zum Glück, zum innerlichen Vorwärtskommen? — Und dann — was ist von mir übrig geblieben? — Sieben Jahre der Herzensqual und des Unfriedens gehen nicht spurlos an einem Menschen vorüber! — Freilich, um meines Aeußeren willen hast du mich nie geliebt; — aber dennoch, die Esther, die du kanntest, — sie war jung und frisch und voll Lebenskraft und Daseinsfreude, — und die Esther jetzt? Sie ist gebrochen, müde und alt über ihre Jahre hinaus.

Und doch, allem zum Trotz, — soll ich's versuchen? — Einziger, ich kenne dich ja, deine Großmut, dein weiches, goldenes Herz. — Und ich weiß, — solltest du mich gleich nicht mehr lieben können mit der Liebe von einst, — dennoch würdest du mich in deine Arme nehmen, an deine Brust, aus lauter Güte und Mitleid. — Darf ich dies zulassen? — Aber an einem goldenen Herbsttag, als ich mich halb taub, halb blind an einer Dornhecke entlang getastet habe, — da hat mich die Widerstandskraft verlassen. — Ich bin in die Kniee gebrochen am Feldrain, und ich habe gebetet: „Mein Gott, der du die Liebe bist, — ich will zu ihm gehen, erbarme dich unser!“ —

Ich habe mein Köfferchen noch an demselben Abend gepackt, und am nächsten Morgen schon trug mich der Zug von Nord-Wales quer durch England hindurch nach Grimsby.

Zwei Nächte und einen Tag sind wir auf See. — Ein gewaltiger Sturm hat getobt; denn es ist um die Zeit der Aequinoktien und fast alle Passagiere waren krank.

Ich bin wie gefeit gegen Wetter und Seegang. — In Wahrheit, ich merke es nicht, daß das Schiff sich jetzt nach rechts und nun nach links fast auf die Seite legt, daß Kapitän und Steuermann ein ernstes Gesicht machen; — unentwegt gehe ich auf dem Deck hin und her. Meine Nerven sind in einer so gewaltsamen Anspannung, daß der Körper seine Rechte und Anforderungen völlig aufgegeben zu haben scheint. — Ich bin wie wesenlos. Das physische Leben steht in schier sklavenhafter Abhängigkeit zu dem seelischen. — Ich weiß nicht, ob ich in den sechsunddreißig Stunden gegessen, geschlafen oder gesprochen habe, ich weiß nichts von der Zeit auf dem Schiffe, absolut nichts, — als was man mir, als wir in Hamburg anlangten, mitteilte. —

Dunkel war's, feucht und kalt, als wir um 5 Uhr morgens das Schiff verließen. —

Zum erstenmal spüre ich die Kälte, die sich um jedes Glied spinnt, den Nebel, der bis ins Innerste hineinkriecht.

Ich trinke eine Tasse kochend heißen Tee auf dem Bahnhof; dann sitze ich wie stumpf und tot. — So kurz vor dem Ziel hat sich eine bleierne Apathie meiner bemächtigt.

Um acht Uhr geht der Zug nach Norden. Müde, fröstelnd, an allen Gliedern bebend, steige ich ein. — Um drei Uhr nachmittags endigt meine Bahnfahrt, zwei Stationen vor der Stadt, wo du wohnst.

Ich knüpfe meinen Schleier fester um das Gesicht und lasse mir auf dem kleinen Bahnhof abermals eine Tasse Tee geben.

Dann mache ich mich auf, zu dir. —

Ich kenne den Weg noch genau. — Weißt du noch, du fuhrst mich einmal in deinem hübschen, kleinen Einspänner hierher, um mir die alte Kirche des Ortes zu zeigen. — Wir sind damals eineinhalb Stunden gefahren; — ich werde wohl drei Stunden auf das Gehen rechnen müssen.

Die Apathie, das Tote ist wieder von mir gewichen; ich bin aufs neue ganz fieberhafte, rastlose Sehnsucht. —

Es fängt an zu dunkeln, und immer noch streckt sich die endlose Chaussee vor mir, — aber es ist um so besser; je dunkler es wird, desto weniger brauche ich eine Entdeckung zu fürchten. —

Endlich, — endlich, — ein paar Lichter in der Ferne. — Es ist deine Stadt. — Da habe ich angefangen zu laufen, atemlos zu laufen, und mir ist, als müßt ich rufen: „Orm, Orm, ich komme, weißt du's nicht?“ —

Es schlägt eben acht vom Kirchturm, als ich in die Straße einbiege, wo dein Haus steht. — Da liegt es vor mir, das uralte, efeuumwucherte Gebäude, tief drinnen im Garten hinter den schützenden Buchen.

Deine Stube ist erleuchtet, aber die dunkelroten Vorhänge sind zugezogen. — Die übrigen Fenster im Erdgeschoß sind hell, die des Eßzimmers sowohl wie im Wohnzimmer. — Ich schließe daraus, daß ihr den Tee nehmt.

Mein Herz schlägt so gewaltsam, daß mir's ist, als müßtest du's drinnen hören.

Leise, ganz leise lege ich die eiserne Gartenpforte ins Schloß, damit ihr Klang euch nicht aufmerksam mache. — Leise, ganz leise umgehe ich die Kieswege und schreite lieber auf dem Rasen vorwärts, damit der Sand nicht unter meinen Füßen knirsche. —

Jetzt, von diesem Punkt unter dem alten Ahorn kann ich die Zimmer überblicken. Um den Teetisch durch die Gardinen sehe ich Gestalten. — Eine hohe, schlanke Figur erhebt sich; es muß Frauke sein, welche euch mit Tee versorgt. —

Mir schwindelt; aber mit gewaltsamer Anstrengung raffe ich mich auf und schleiche unter die Fenster des Wohnzimmers. — Da hat früher eine verwitterte Gartentreppe gestanden, auf sie habe ich meinen ganzen Plan gegründet. — Dem Himmel sei Dank, sie steht noch da. —

Mit der Behendigkeit meiner Kinderjahre klettre ich

hinauf, dann drücke ich mich dicht an die Mauer, im Geranke des Efeus mich festklammernd. —

Mein Auge ist dem Fenster so nahe, daß mir ist, als sei ich drinnen im Zimmer. —

Da steht das alte, grüne Plüschsofa mit dunkelm Mahagoni umrandet; — auch nicht um einen Finger breit hat es seine Stellung verändert. — Da blühen die weißen Chrysanthemen in den Töpfen, und die hohe Palme beschattet die Büste der kapitolinischen Venus, gerade noch so wie vor Jahren. Da liegt die gestickte Serviette über der grünen Tischdecke, und deiner Mutter Strickzeug und Fraukes Stickerei auf derselben Stelle, als sei es das nämliche Strickzeug und die nämliche Stickerei von einst. —

Ein Hauch von trauter Heimlichkeit, innigstem Behagen, geschützter Sicherheit durchweht das Zimmer. — Er scheint auszugehen von dem sanften Licht der Lampe mit dem gelben Taffetschirme und bis in das entfernteste Fenstereckchen zu ziehen.

Ich meine, ich spüre die Wärme des traulichen Zimmers; — ich vernehme das Ticken der Uhr, ich atme den leisen, altmodischen Duft des getrockneten Lavendels in der Alabasterschale auf dem Bücherschrank.

Dein Heim! Dein Heim! — Ich habe sehr lange nicht mehr geweint, warum quillt es mir jetzt so heiß und dunkel in die Augen? —

Still, — man kommt. — Ich unterdrücke gewaltsam die Tränen. — Erst tritt deine Mutter in das Zimmer. — Sie ist noch dieselbe stattliche Frau von einst, aber ihr stolzer Nacken scheint mir etwas gebeugt, ihr Haar ein wenig silberner, die Linien um den Mund nicht mehr so herb; — es ist etwas Weicheres in ihrem Gesicht, — ein Zug von Wehmut, den ich früher nicht kannte. — Ihr folgt Frauke. — Sie ist womöglich noch schöner geworden in der langen Zeit. — Ihre nordische Schönheit ist der Art, daß man ihr einige Jahre mehr kaum anmerkt. — Das reiche, goldene Haar umspielt ein Gesicht etwas schmäler als früher, etwas zarter, — eine gewisse rührende Resignation spricht aus dem feuchten Schimmer der blauen Augen, und ihre Gestalt ist nicht mehr junonisch, sondern sanfter, — ich möchte sagen mädchenhafter. — Die beiden Frauen sprechen miteinander. — Ich kann die Worte nicht verstehen, aber es scheint mir, als wolle deine Mutter Frauke zu etwas überreden. — Es scheint ihr nicht zu gelingen, — sie nimmt ihre Handarbeit vom Tisch, Frauke begleitet sie hinaus, nach wenigen Minuten kehrt diese allein zurück.

Wie in tiefe, ernste Gedanken versunken, läßt sie sich auf einen Stuhl nieder. —

Und du? — Soll ich umsonst hier warten? — Soll ich gleich zu dir gehen? — So nahe am Ziel zittre ich vor der Entscheidung. — Ich schiebe sie hinaus. — Ich möchte dich sehen, von dir unbemerkt, ehe ich vor dich trete. —

Da, — da, — die Tür geht auf. —

Ich klammere mich an das Grün des Efeus; mit schier übermenschlicher Anstrengung versuche ich, die Wirklichkeit, die mir entfliehen will, festzuhalten. — Meine Füße fangen an zu schweben, — gleich glühenden Wogen stürzt es mir über das Herz, drinnen im Zimmer, in welches ich hineinblicke, tanzen Millionen von roten, schwarzen und blauen Kugeln, — da hab' ich die Zähne in meine Hand geschlagen, und als es daraus emporquoll, heiß und heftig, da sind mir die Sinne wiedergekehrt, und ich habe dich anschauen können. —

Du hast scheinbar etwas im Zimmer vergessen, denn du gehst suchend auf und ab, ohne jedoch Frauke zu bemerken; denn in deinen Augen ist ein abwesender Blick.

Plötzlich bleibst du stehen. — Der niedrige Stuhl unter dem Bilde der Belle Jardiniere ist in deinem Wege. — Es ist der Stuhl, auf welchem ich zu sitzen pflegte, wenn wir in der Dämmerung beide allein waren.

Du beugst dich über den Stuhl. — Leise gleitet deine Hand über seine Lehne. — Eine Weile stehst du gebückt, als ob deine Schultern eine schwere Last trügen. — Dein Auge blickt zum Fenster hinaus, zum Fenster, neben welchem ich lauschend stehe — du müßtest mich sehen, meine ich, und meine Gestalt drängte sich dichter in das Efeugrün. — Müßige Vorsicht! — Zur Zeit siehst du nichts, was im Umkreis deines Auges liegt. — In eine ferne Zeit blickst du, mit der intensiven Sehnsucht eines, der da weiß, daß die Bilder, welche sein Geist wachruft, nimmermehr wiederkehren werden! —

Es ist ein sonderbares Gefühl, deine Augen so in die meinen versenkt zu sehen und doch zu wissen: Nicht die Esther siehst du, die dir so nahe ist, deren Atem du beinah' spüren könntest, sondern eine Esther, die fern ist, verschwunden, gestorben vielleicht. —

Plötzlich geht es wie ein Ruck durch deine Gestalt. — Du streichst wie erwachend mit der Hand über die Stirn; — dann läßt du dich auf dem kleinen, grünen Stuhl nieder. — Dein Haupt lehnt sich an die Stelle, wo das meine so oft geruht. Du kreuzt die Arme über der Brust und du schließt die Augen, — ein müder, müder Mann. —

Mit einer hungrigen, zitternden Heftigkeit wandert mein Blick über dein Gesicht, über deine Gestalt.

Wieviel silberne Fäden weben sich schon durch dein schönes, dunkelblondes Haar! — So tief die Falte auf deiner klaren Stirn! — So dunkel der Schatten um deine strahlenden Himmelsaugen! — So zusammengesunken die hohe Gestalt! —

„Mein Gott, mein Gott — sieh nicht an, wie ich gefehlt habe in meinem Unverstande, — lege mir auf, was es auch sei, — nur ihn hebe wieder empor aus den Tiefen zum Licht des Lebens!“

Als ich den Gedanken noch kaum zu Ende gedacht, erhebt sich Frauke. —

Zögernd schreitet sie auf dich zu, du bemerkst sie nicht. — Ein tiefes Leid blickt aus ihren Augen und noch etwas anderes, — eine unaussprechliche Liebe.

Sie steht vor dir, unentschlossen, — dann berührt sie leise deine Schulter. —

Du blickst auf zu ihr; es ist ein todmüder Blick. Da schlägt Frauke die Hände vor das Gesicht. — Ihre hohe Gestalt beugt sich, ihr ganzer Körper bebt in unterdrücktem Schluchzen.

Du siehst sie an, eine lange Weile. — Die hoffnungslose Sehnsucht in deinen Augen verkehrt sich leise in Wehmut und tiefes Mitleid. Du nimmst die Hände von ihrem Gesicht. — Ich kann deine Worte nicht verstehen, aber mich dünkt, du fragst: „Um mich, Frauke, um mich?“ — Und in rührender Demut neigt sie ihr schönes, stolzes Haupt vor dir. —

Da hast du die Arme um sie gelegt. — — —

Ich habe den Kuß noch gesehen, mit dem du sie dir anverlobt hast. Ich habe meine Hände aufgehoben, es sollte zum Segen sein. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich im feuchten Laube auf der Erde, über meine Wange rieselte es warm, ich mußte mich im Fallen verletzt haben. — Ich raffte mich auf. — Der sanfte Schimmer der Lampe floß aus deinem Heim über mich. „Orm,“ raunte ich, „leb' wohl!“ — —

Dann bin ich in die Nacht und das Elend hinausgeflohen.

* * *

Von der Zeit, die nun folgte, habe ich nur unvollkommene Vorstellungen.

Ich war nach England zurückgekehrt, in die kleine Cottage in der Gegend des Snowdon.

Ich habe weiter gelebt wie bisher, aber es ist wie ein Nebel über allem gewesen, eine seltsame Unwirklichkeit. — Ich pflegte stundenlang auf dem braunen Farrenkraut am Wegrande zu sitzen und darüber nachzudenken, warum der Friede nicht über mich käme, — du warst ja an dem Ziele, welches ich für dich ersehnt hatte.

Dann kamen Tage, von welchen ich nichts weiß, absolut nichts.

Meine erste klare Erinnerung ist, daß ich eines Morgens in einem stillen, traulichen Zimmer erwachte. — Ein helles Feuer flackerte im Kamin, zum Fenster herein floß eine klare Sonne, und vor dem Fenster saß ein blondes Mädchen, deren holde Züge mir wie aus einem Traum vorschwebten.

Nach und nach erfuhr ich, was mit mir vorgegangen.

Der Gärtner von Glyn-Abot, dem Hause des Doktors, in welchem ich mich befand, hatte mich eines Abends halb tot vor Kälte und Erschöpfung auf der Koppel nicht weit vom Hause gefunden.

Er hatte mich heimgetragen und Dr. Williams, dem herzenswarmen Mann, sowie Amabel, seiner Tochter, dem Mädchen, welches mir früher die Blumen ins Fenster gelegt, — war es selbstverständlich, daß sie mich aufnahmen in meiner Verlassenheit. —

Amabel, Gott lohn' dir's, was du an mir getan hast. — Aber die zarteste Sorge, die großsinnigste Güte haben nicht vermocht, das Zerbrochene in mir wieder zu heilen.

Da hörte ich eines Tages ein Gespräch zwischen Vater und Tochter. — Dr. Williams gab mir noch ein Jahr zu leben.

Woraus er so bestimmt meine körperliche Schwäche schließt, weiß ich noch heute nicht, ich fühle mich nicht besser und nicht schlechter, wie während der letzten Monate, aber er ist der tüchtigste Arzt auf viele Meilen im Umkreis. Ich verließ mich auf sein Wort. Als ich mein Urteil hörte, beschloß ich, mein Leben aufzuschreiben, um mir besser klar zu werden über Ursache und Wirkung, über den Zusammenhang von Außen und Innen. — Ich mußte, ich durfte nicht eher von hinnen gehen, ehe ich nicht mit mir Abrechnung gehalten. —

Ich habe recht getan. Ich habe niemals so klar und folgerichtig denken gekonnt, als wie mit der Feder in der Hand.

Ich weiß, ich habe unrecht gehandelt, als ich mich von dir wandte, Geliebter, — aber die größte Schuld meines Lebens hatte keinen verwerflichen Grund. Und ich habe sie gebüßt tausendfach. — Ich habe unnatürlich und übertrieben gefühlt, aber nicht selbstsüchtig und nicht unlauter. — Meine Naturanlagen und mein eigentümlicher Lebensgang haben mich zu dem gemacht, was ich bin. — Daß mein Herz geblutet hat, als ich sah, meine Erkenntnis kam zu spät, — mein Opfer, das ich zurückziehen wollte, wurde angenommen, — es war menschlich, — es wird mich nicht geringer machen in Gottes Auge.

Es sind viele Wochen hingegangen, so lange ich über diesem geschrieben, — und die Wochen sind zu Monaten geworden, — Dr. Williams hat recht geurteilt, heute fühle ich es, meine Stunden sind gezählt.

Von Tag zu Tag ist eine Last mehr von mir gegangen. — Es blüht ein so purpurner, strahlender Mohn drunten im Felde, und der warme Kleeduft wogt über mich von den Wiesen her. —

Ich liege an der sonnigen Mauer des Treibhauses in meinem Krankenstuhl. Und die blaue, irische See grüßt aus der Ferne zu mir herauf.

Amabel ist immer bei mir; nur wenn ich an diesen Blättern schreibe, läßt sie mich allein! — Es ist eine große Güte von Gott, daß er meine letzten Tage noch durch eine sanfte Frauenneigung verklärt, daß er mir ein Heim gibt, ehe er mich holt. — Ich habe mit mir gekämpft, ob ich dich noch einmal soll rufen lassen, Orm. — Ich habe den Wunsch bezwungen. — Du bist endlich zum Frieden gelangt, es wäre Sünde, dich daraus aufwecken zu wollen. — Und ich möchte auch, daß du das Bild der Esther von früher dir bewahrtest. —

Leb wohl, du Einziger. — Ich gehe bald. — „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." — Auch für mich wird ein Plätzchen dort sein, — nur auf der Erde unterscheiden sich die Menschen in solche, die ein Heim haben, und andere, die vogelfrei sind. —

Die Kette ist von mir gefallen; — es ist nichts mehr, was mich hält, — ich habe Lust abzuscheiden und das Vollkommene zu schauen. —

Leb' wohl, Orm!

Die Schwestern.

Von Dr. Hans Liesal.

Während meines Aufenthaltes in Rom besuchte ich oft eines der einfachen Dorfwirtshäuser auf der Höhe des Monte Mario, von dem man eine so wunderbare Aussicht auf Rom und die fernen Berge hat. Die Einheimischen besuchen diese Wirtshäuser sehr gerne, und auch die Fremden geraten manchmal in dieselben. Mich zog es nicht nur wegen der schönen Aussicht, sondern auch wegen der Wirtin, oder vielmehr der Wirtinnen dahin.

Es waren nämlich ihrer fünf Schwestern, alle blond und blauäugig und, als ich das erstemal kam, alle in Trauerkleidung um den Vater. Damals hielt ich die älteste der Schwestern, die ein kleines Kind auf dem Arme hatte, für die Mutter, denn sie sah so vergrämt und gebeugt aus und die drei anderen Schwestern waren ja auch noch halbe Kinder, die vierte und zweitälteste aber lernte ich erst später kennen. Diese war es auch, die mich am meisten interessierte. Ein schönes, junges Mädchen, aber eigentümlich herbe und abweisend, liebevoll gegen die jüngeren Schwestern, aber kalt, fast feindselig gegen die ältere. Durch Gespräche mit den Nachbarn hatte ich die Geschichte der Schwestern erfahren und allmählich wurden auch diese selbst zutraulicher und mitteilsamer.

Nanina, die älteste, war das schönste und fröhlichste Mädchen in der ganzen Gegend gewesen; sie hatte auch alle Ursache, fröhlich zu sein, denn einer der schönsten, reichsten Burschen bewarb sich um ihre Gunst und die beiden waren schon so gut wie verlobt. Da kamen eines Tages einige Fremde in das Wirtshaus, eine fröhliche, übermütige Gesellschaft, und besonders einer neckte sich immer mit Nanina herum und sagte ihr schließlich, er wollte sie malen. Sie war es gleich zufrieden, nicht so der Vater, aber wie immer, so setzte sie auch diesmal ihren Willen durch. Von nun an war der junge Maler jeden Tag und den ganzen Tag in dem Wirtshaus und Nanina scherzte und lachte mit ihm, und wenn Mario, ihr Zukünftiger, kam, wurde er kurz abgefertigt. Da gab es dann manche schlimme Szene, und eines Tages verbot der alte Wirt dem Maler kurzweg das Haus. Zwei Tage später war Nanina verschwunden.

„Ich werde den Pittore zu finden wissen, und wehe ihm, wenn er nicht ehrlich an Nanina handelt!" — rief Mario und machte sich auf den Weg nach Rom.

Aber alle seine Nachforschungen waren vergeblich. Das Liebespaar hatte sich in einem stillen Dörflein versteckt, um dort ungestört sich und seiner Liebe leben zu können. Erst zwei Monate später entdeckte Mario den Maler in Rom und beobachtete von da an jeden seiner Schritte. Eines Tages erhielt dann der Alte einen Brief Marios, er solle kommen und die Tochter heimholen, der Maler betrüge sie und werde sie wohl nächstens verlassen.

„Gut so, es geschieht ihr, wie sie es verdient," murrte der Alte, „sie hat um dieses Burschen willen ihren alten Vater verlassen, jetzt verläßt er sie um einer anderen Dirne willen. Ich habe nichts mehr mit ihr zu schaffen und Mario täte besser, sich auch nicht um sie zu kümmern."

Das ließ er auch Mario sagen. Aber der vermochte die Geliebte nicht zu verlassen und er war entschlossen, sich an dem Verführer zu rächen.

„Er hatte sie so lieb, daß er gar nicht an das Unrecht dachte, daß sie auch ihm zugefügt hatte," sagte Maria, als es mir einmal gelungen war, sie zum Sprechen zu bringen.

„Er tat alles für sie, er verfolgte den Maler heimlich, und als er hörte, wie derselbe den Freunden sagte, daß er das Verhältnis mit Nanina nun satt habe und am nächsten Tage heimlich Rom für einige Zeit verlassen wolle, um sie los zu werden, da stieß er dem Schurken sein Messer in die Brust, aber statt sich gleich in Sicherheit zu bringen, eilte er erst hierher, um den Vater selbst zu bitten, Nanina wieder aufzunehmen. Aber der Vater blieb hart. Nun kam er zu mir und bat mich, der Schwester beizustehen so gut ich könne. Ich versprach ihm alles, denn jede Minute Verzögerung konnte ihm gefährlich werden. Aber es war doch schon zu spät; der Maler hatte ihn als seinen Angreifer genannt und sie faßten ihn, als er eben sein Haus verlassen wollte. Nun büßt er seine Strafe ab."

„Und der Maler? Starb er?" — „Nein, Herr; er lag lange krank, aber jetzt hat er Rom längst verlassen." — „Aber euer Vater nahm dann Nanina doch wieder auf?"

„Nein, der Vater siechte langsam hin und starb, noch bevor Naninas Bambino zur Welt gekommen war, aber er hat ihr nicht verziehen, das Haus und alles hinterließ er mir mit der Verpflichtung, für die kleinen Schwestern zu sorgen und ihnen später ihren Teil zu geben, von Nanina war gar nicht die Rede. Ich hatte ihr heimlich geholfen wie ich konnte, und als wir den Vater begraben hatten, nahm ich sie wieder ins Haus."

„Aber es scheint mir, als ob ihr Nanina nicht sonderlich liebtet, weshalb nahmt Ihr sie also auf?" Sie sah mich einen Augenblick zögernd an. „Weshalb?" fragte sie dann. „Ihr habt recht, Herr, ich liebe sie nicht, weil sie so schlecht gehandelt hat, aber sie ist doch immer meine Schwester, und dann hat er es doch gewünscht . . . ihm zu Liebe tu ich's denn . . ." sie stockte wieder und ihre Stimme bebte als sie fortfuhr: „Wißt Ihr, Herr, ich habe ihn schon immer geliebt, aber er sah nur die Nanina . . . aber wenn sie ihn in zwei Jahren aus dem Gefängnis entlassen, dann freut er sich gewiß, wenn er sieht, daß ich seinen Willen getan habe.



Deutsche Hausfrauen vor 130 Jahren.

Im Jahre 1774 erschien in Hamburg ein nicht uninteressantes Büchlein. Es hieß „Neuestes Handbuch für junge Frauenzimmer" und wollte „den Müttern ein Lehrbuch und den Töchtern eine Handleitung" sein. Ein großer Teil des Lehrbuches wird durch Kochrezepte ausgefüllt, zu denen damals die Handreichungen natürlich viel schwieriger und umständlicher waren wie heute.

Dem Kochbuch ist eine Abbildung der Küche beigegeben: nichts als blankes Zinn-, Kupfer- und Messinggerät. Dazu ist vorgeschrieben, „das Messing-Geschirr dermaßen hell und rein zu machen, daß es dem Gold ganz gleich wird," „allerley Kupfergeschirr bei seiner schönen Farbe zu erhalten" und „das Zinngeschirr dermaßen zu putzen, daß es hell wird". Das alles sind jedoch Künste, die auch heutzutage noch manche Hausfrau verstehen dürfte. Aber weiß noch eine von ihnen die Kunst, Seide „auf das schönste zu färben, karmesinrot, grasgrün, seladongrün, violet oder goldgelb"; Scharlachfarben für Tuch herzustellen oder gar dieses „hochpurpurnegeleinfarb" oder „muskatenfarb" zu machen? Damals konnten es alle; sie färbten auch die Wolle zu den Strümpfen, die sie strickten, selbst. Das Buch gibt ausführliche Ratschläge, „Strümpfe hochgelb, meergrün und schön rot zu färben", es lehrt „leinen Garn, Faden, leinen Tuch auf allerley Art zu färben". Sogar Papier, Felle, Holz, Knochen, Horn, Handschuhe und Stiefel wurden im Hause gefärbt. Buntes Fußzeug scheint damals sehr modern gewesen zu sein; man färbte die Schuhe rot, rosenfarb, sittichgrün, zitronenfarb, sogar himmelblau. Ein anderes Kapitel des Buches handelt über die Herstellung von Seifen und Lichtern. Man machte Wachs- und Unschlittlichter; das Wachs wurde bunt gefärbt, und es war der Ehrgeiz der Hausfrau, „lang' brennende und wohlriechende Lichte" zu verfertigen. Ebenso wird die Stärke zur Wäsche im Hause bereitet. Die Hausfrau verstand ferner „köstliches Siegelwachs zu machen", Lack zu bereiten, „um Stühle und Stöcke gar curios zu lackieren", rote und schwarze, grüne, blaue und gelbe Tinte herzustellen, Leim zu machen und „eine Kütte", um „zerbrochene Gläser, wenn die Stücke noch vorhanden, wieder zusammenzumachen". Noch auf einem anderen großen Arbeitsgebiet war damals die Hausfrau tätig: es war das der Leinenbereitung. Sie mußte Flachs einkaufen können und den guten von dem schlechten wohl unterscheiden. Auch Wolle und Baumwolle mußte sie spinnen können. Die Aussteuerbetten bereiteten Mutter und Tochter selbst, und letztere wurde gelehrt, „wie solche nach der sonst gewöhnlichen Art zu schneiden, wieviel Federn darein zu füllen, und wie sie zu bestreichen sind". Zu dieser Menge vielseitigster Arbeit kam noch in ausgedehntestem Maße das Nähen und Sticken und mancherlei vergessene und umständliche Handarbeit hinzu. In die Strümpfe werden „durch überschlagene und verwendete Maschen allerley Leisten, Figuren und Möbel von Laub und Blum-Werk eingestickt". Man sieht, es war im 18. Jahrhundert nicht leicht, eine praktische Hausfrau zu sein und zu heißen.

Am Toilettentisch

Nagelpflege. Die Schönheit des Nagels besteht darin, daß er von langer, sanft gewölbter Form, von feinem Glanz und sanft rötlicher oder perlweißer Farbe ist. An der Wurzel des Nagels muß die Zeichnung eines Halbmondes heraustreten. Das leichte Brechen des Nagels wird verhindert, wenn man den zu feinen Nagel mit einer Salbe einreibt, welche aus einem Teil Mastix, einem Teil pulverisierten Kolophonium, einem Teil Alaun und etwas Wachs zusammengeschmolzen werden muß. Auch empfiehlt man gegen das Spalten und Brechen der Nägel ein tägliches Einölen derselben mit Provenceröl. Um Niet- oder Neidnägel zu verhüten, dränge man den Nagelwall an den Fingern öfters mit einem stumpfen Instrument zurück. Ein verschönerndes Nagelpulver besteht aus feinem Zinkoxyd, Karmin und etwas Lavendelöl; man reibt es auf den Nagel ein, doch darf man dieses Pulver nur selten anwenden, da es sonst dem Wachstum der Nägel schädlich ist.

Bescheidener Wunsch.

Wenig, wenig begehr ich im Leben,
Wenig, wenig und doch so viel!
Gütige Mächte, wollet mir's geben
Bis an all meiner Tage Ziel!

Rüstige Hand zu jeglichem Werke,
Das die Stunde mich schaffen heißt,
Frischen Mut und freudige Stärke
Klare Stirn und klaren Geist!

Allen den Meinen, groß und klein,
Rosige Wang' und ein lachend Aug',
Feuer am Herde, Brot im Schrein
Und ein Tröpfelein Wein im Schlauch!

Frieden im Haus und im Herzen Frieden
Und ein klingendes Saitenspiel!
Wenig, wenig begehr ich hienieden,
Wenig, wenig und doch so viel.

Haus- und Zimmergarten

Das Wasserbedürfnis der Pflanzen. Wann und wie oft soll man gießen? Das ist eine schwierige Frage für alle, die sich mit der Aufzucht von Pflanzen im Garten und in Töpfen befassen. Zuviel ist in diesem Falle ebenso schlimm wie zu wenig. Je trockener die Witterung, je heißer der Wind, je leichter der Boden und je höher die Lage des Ziergartens sind, desto mehr muß gegossen werden. Ein oberflächliches Spritzen genügt in den wenigsten Fällen, weil das Wasser dann gar nicht zu den Wurzeln dringen wird, wofür es doch an erster Stelle bestimmt ist. Bei großblätterigen Pflanzen ist das Wasserbedürfnis größer als bei kleinblätterigen und bei dichtbeblätterten ist das Gießen häufiger und eindringlicher vorzunehmen, als bei sperrigen. Die Gehölze machen keineswegs eine Ausnahme. Auch sie bedürfen in vielen Fällen der Nachhilfe, hierbei messe man aber nicht ängstlich die Wassermenge ab. Der Gartenliebhaber verlasse sich nicht auf sein Auge allein. Das Aussehen der Erdkruste kann leicht täuschen. Er untersuche daher den Boden in etwa 10 Zentimeter Tiefe. Das Feuchtigkeitsgefühl beim Zusammenballen der Erde in der Hand wird am zuverlässigsten bei der Beurteilung sein. Um die heiße Mittagszeit sollte man nie gießen. Der plötzliche Wärmewechsel ist den meisten Pflanzen nicht bekömmlich. Auch das Gießen mit eisigkalten Wasser aus der Leitung ist nicht empfehlenswert. Am besten nimmt man da, wo Fluß- oder Regenwasser nicht zu haben ist, temperiertes Leitungswasser.

Scherz und Ernst

Pantoffelheldentum.

Süße Gewohnheit. Herr Duserl (der in der Dunkelheit eine Ohrfeige erhält): Herrgott, mir scheint, ich bin schon z' Haus!

Verständnisinnig. Vater: Vier Krüge habe ich jetzt getrunken. Was macht das? — Söhnchen (rechnend): Achtzig Pfennige! — Vater (vorsichtig): Und wenn ich noch einen trinke? — Söhnchen (die Mutter anstoßend): Du, Mutter, darf Vater noch einen trinken?

Galgenhumor. „Wie hat dich denn deine Frau nach unserer gestrigen Kneiperei empfangen?" — „Nobel — — mit Dusch' . . .!"

Eine leichte Sache. Arzt: Sie müssen sich von Ihrer Frau den Rücken massieren lassen. Kann Ihre Frau das? — Die? . . . Ich bin noch braun und blau von gestern, Herr Doktor!

Auflösung aus voriger Nummer:
Gartenhaus — Kartenhaus.